

Deutsche Post

Herausgegeben von
den Lodzer Deutschen.

Erscheint wöchentlich einmal, Montags.

Preis der Einzelnummer sechs Pfennig. — Zu beziehen durch die Austräger und Straßenverkäufer. — Bei Postbezug nach auswärts einschließlich Zustellungsgebühr vierteljährlich 90 Pfg. Anzeigenpreis: Die achtgepaltene Zeile 30 Pfg.

Schriftleiter: Adolf Eichler, Lodz, Evangelikastr. 5
Sprechstunde wochentags von 11—12 Uhr.

Geschäftsstelle: Buchhandlung S. Winkopf, Petrikauer-
straße Nr. 152, dieselbst Zeitungsansgabe.

Anzeigenannahme: Evangelikastr. 5 und Petrikauerstr. 152

Nr. 11.

Montag, den 6. September 1915.

1. Jahrgang.

Wunderpflänzchen Dankbarkeit gedeihe!

Am August ist in Lodz eine geheim hergestellte Zeitung erschienen, die sich „Strażnica“ nannte und den Untertitel „Organ der Liga für die polnischen Staatsideen“ trug.

Es liegt unserer Ansicht nach kein Grund vor, so zu tun als ob wir von dem Erscheinen dieser „Strażnica“ nichts wüßten; sie ist hier verbreitet worden, wurde auf der Straße, versteckt vor den Augen der Behörden, verkauft, und in Bürgerkreisen wird über ihren Inhalt gesprochen, der eine Kampfanzeige an das Deutschtum, an die Lodzer Deutschen und u. a. auch an die „Deutsche Post“ ist.

Auf die Entstellungen, um nicht mehr zu sagen, einzugehen lohnt sich nicht. Schließlich würde unsere Antwort die Anhänger dieser „Strażnica“ dennoch keines Besseren belehren, sie haben eine fertige Meinung und sind, trotz unserer dem Polentum gegenüber verächtlichen Haltung, überzeugt davon, daß wir „Hakatifisten“ sind, wie ihnen auch in früheren Zeiten alle Deutschen, die nicht willenlos im Polentum aufgingen, sondern bestrebt waren, nach ihrer deutschen Väter Art zu leben, Hakatifisten waren.

Wir sind des Glaubens, daß die Macher der „Strażnica“ nicht die wahre Stimmung der polnischen Bevölkerung zum Ausdruck bringen, daß es wenige Heißsporne sind, die das gegenwärtig gesteigerte Nationalempfinden der polnischen Bevölkerung benutzen wollen, um die leicht Empfänglichen zu allerlei ins Gebiet der Putz- und Kadaverfische gehörenden Ausflügen zu verleiten.

In einem der Artikel, aber neuerdings auch sonst in der polnischen Öffentlichkeit, wird Verwahrung dagegen eingelegt, daß wir Lodzer Deutsche gelegentlich darauf hinweisen, daß deutsche Tüchtigkeit und Tatkraft ihr redlich Teil dazu beigetragen haben, Lodz zu einer großen Industriestadt und einem Kulturmittelpunkt in Polen zu machen, daß in Lodz bis in die letzten Jahrzehnte hinein der deutsche Einfluß ein überragender war und erst mit dem immer mächtiger gewordenen Zustrom polnischer Landarbeiter in die Stadt sich ein rein zahlenmäßig polnisches Uebergewicht heranstellte. — Daß wir Recht haben, beweist die Geschichte der Stadt und ihrer Industrie.

Wenn die „Strażnica“ uns ferner die Loyalität der Deutschen in Rußland gegenüber der russischen Regierung vorwirft, so läßt sie dabei zu Unrecht außer Acht, daß unter ganz anderen äußeren und inneren Bedingungen als das Polentum das Deutschtum in Rußland gelebt und sich dort entwickelt hat. Wir dagegen verstehen, daß die Polen sich gegen die russischen Herren wehrten, die tatsächlich von jeher ihre Bedrücker waren. Wir verstehen auch ihre Freiheitssehnsucht und -hoffnung in dieser Zeit der großen Umwandlungen. Wir gönnen ihnen jede Freiheit, deren sie sich würdig erweisen.

Aber warum beginnen da polnische Eiferer, die sich „Wächter“ nennen und vielleicht morgen die Führer der Masse sein wollen, uns anzugreifen, uns Deutsche, die nichts weiter wollen als das gleiche Recht, das wir den Polen, und in ungeschmälerter Maße auch den Juden, vergännen? Wunderpflänzchen Dankbarkeit gedeihe!

Und wenn schon in diesen Kreisen keine Dankbarkeit gegen die Erben der deutschen Förderer von Lodz aufkommen kann, so sollte wenigstens Dankbarkeit aufkommen gegen unsere deutschen Brüder, die ihr Blut und Leben eingesetzt haben, und das Land von den Russen befreiten.

Gediehe doch diese Dankbarkeit, welche doch das Mißtrauen und die Anzweifelnheit!

Dann würde endlich für die Bevölkerung des Landes, die seit mehr denn zehn Jahren nicht zur Ruhe gekommen ist, die Zeit anbrechen, in der die drei Völkerschaften frei und gleich und friedlich nebeneinander leben können.

Möchte diese Zeit kommen, möchte es den Unruhstütern und Hehern nicht gelingen, einen sinnlosen und unberechtigten Haß in der Masse anzuziehen, möchten die Einsichtigen und Besonnenen die polnische Bevölkerung überzeugen können, daß eine gutwillige Verständigung mit den Juden und Deutschen uns allen und der polnischen Bevölkerung im besonderen zum Segen gereicht!

An die Ewigrussischen.

Wer die unzähligen Verbrechen, die russische Behörden, Offiziere und Soldaten an treuen deutschen Untertanen hier im Land begangen haben und auf dem weiteren Rückzug nach fort und fort verüben, vor seinem geistigen Auge vorüber führen läßt, der empfindet den Hinweis auf die Treue, zu der die deutschen Untertanen der russischen Regierung gegenüber trotz allem und allem noch verpflichtet sein sollen, als die fast bis zum Irrsinn festgehaltene Vorstellung eines Verbleibens.

Ist es da nicht an der Zeit, uns die unentwegten Männer einmal näher anzusehen?

Recht kräftig erhält der Ruf zur Treue aus dem kleinen Häuflein der hysterischen Frauen und Männer, die noch in den Wahnvorstellungen von Deutschlands Schuld am Kriege und deutschem Barbarentum, die eine gemißbrauchte Presse im August v. A. allem russischen Volk verkündete, beharren. Wenn wir nicht selbst Gelegenheit gehabt hätten,

all die haßerfüllten Urteile und die sinnlosen Gerüchte aus dem Munde deutschblütiger Leute zu hören, — wir wären versucht anzunehmen, die Schilderungen Dritter seien übertrieben. Die Stärke der Stimmentwicklung dieser Schreier ist nicht etwa mit der Zahl der Niederlagen der von ihnen idealisierten Russen geschwunden; im Gegenteil, je weiter sich diese heimwärts nach Asien begeben, umso lauter sprechen jene von der baldigen und siegreichen Wiederkehr der russischen Truppen nach ihrer „Umgruppierung“, und dem strengen Gericht über alle Abtrünnigen. Zur Kennzeichnung des Gebarens dieser Leute greifen wir aus den Tatsachen, die uns von Lesern unseres Blattes mitgeteilt wurden, zwei heraus. — Da ist ein Mann, der sich plötzlich auf seine bisher nicht bekannte französische Abkunft besinnt und nicht mehr deutsch sprechen will. Er ist wütend, weil die Zahl seiner Gesinnungsgenossen von Tag zu Tag zusammenschmilzt und droht die

Kurze politische Wochenchau.

Deftlicher Kriegsschauplatz: Deutsche Kavallerie stürmte den besetzten Brückenkopf bei Lennawaden (nordöstlich von Friedrichstadt).

Der Brückenkopf von Friedrichstadt wurde am 3. September gestürmt. Dabei wurden 3000 russische Gefangene gemacht, 5 Maschinengewehre erbeutet.

In den Kämpfen nördlich des Njemen hat die Armee des Generalobersten v. Eichhorn die Gegend nordöstlich von Dikta erreicht und drang weiter gegen die von Grodno nach Wilna liegende Bahn vor. In diesen Kämpfen wurden mehrere Tausend Russen gefangen und 7 Geschütze erbeutet. Auf der Kampffront nordwestlich und westlich von Wilna versuchten die Russen vergebens die Deutschen aufzuhalten. Zwischen dem Augustower Kanal und dem Swistocz ist der Njemen erreicht.

Grodno wurde genommen. 6 schwere Geschütze und 2700 Gefangene fielen den Siegern in die Hände.

Deftlich des Fortes von Bialystok sind die Uebergänge über den Swistocz von Makarowec aufwärts erkämpft.

Die Armee des Generals von Gallwitz brach den Widerstand feindlicher Nachhut. Sie nahm allein am 2. September 3000 Russen gefangen und erbeutete 18 Maschinengewehre.

Die Armee des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern erkämpfte sich nach der Durchbreitung des Maloweshaer Fortes den Austritt aus dem Nordostrand, erzwang in der Nacht zum 2. September den Salsolba-Uebergang, machte dabei 1000 Gefangene, und kämpft nun um den Austritt aus den Stumpfungen nördlich von Pruzany.

Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen schlug die Russen südlich von Kobryn und hat die Salsolba bei Bielowo und Bereska-Ratuska und die Gegend Autopol (30 km. östlich von Kobryn) erreicht. Weiter südlich sind die Russen in der Gegend von Drohiczyn (60 km. westlich von Pinsk) geworfen worden.

Südöstlicher Kriegsschauplatz: Die an der Flota Ripa geschlagenen Russen wichen auf einer 250 km. langen Front zurück und wurden bis in die Serethlinie geworfen. Die österreichischen Truppen verfolgen weiter. Brodny ist in den Händen der Oesterreicher, nordöstlich davon leisten die Russen noch Widerstand.

In Wolhynien wurde die Festung Luck von Salzburger Infanterie genommen. Westlich Dubno stellten sich die Russen erneut zum Kampf.

Die Höhe der im Monat August von deutschen Truppen auf dem östlichen und südöstlichen Kriegsschauplatz gemachten Gefangenen und das erbeutete Kriegsmaterial beläuft sich auf über 2000 Offiziere, 269,839 Mann an Gefangenen, über 2,200 Geschütze, weit über 566 Maschinengewehre.

Von den unter österreichisch-ungarischem Oberbefehl kämpfenden verbündeten Truppen wurden im Monat August 190 Offiziere, 53,390 Gefangene gemacht. 34 Geschütze und 123 Maschinengewehre erbeutet.

Auf dem westlichen und auf dem italienischen Kriegsschauplatz dauerten die Stellungskämpfe ohne wesentliche Veränderungen an.

In den letzten Dardanellenkämpfen hatten die englischen Landungstruppen furchtbare Verluste, die Zahl der Toten und Verwundeten wird auf 40—50,000 geschätzt.

Der neue deutsche Tagesbericht.

Amlich. Großes Hauptquartier, 5. September.

Westlicher Kriegsschauplatz:

Keine wesentlichen Ereignisse.

Deftlicher Kriegsschauplatz:

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Hindenburg: Zwischen Friedrichstadt und Merez (am Njemen) ist die Lage unverändert. Deftlich von Komno ist der Feind hinter den Kotra-Abchnitt (südlich von Gzjorn) zurückgewichen. Die Zahl der in den Kämpfen von Grodno gemachten Gefangenen erhöhte sich auf über 3600.

Von Truppen der Armee des Generals v. Gallwitz bei und südlich Mecibowo südwestlich von Wolskowsk ist der Segner erneut geworfen. 520 Gefangene wurden eingebracht.

Bewußtdeutschen aus seinem Bekanntenkreise auf seine schwarze Liste zu bringen, damit sie von den Russen zuerst gehängt werden. Mit einer noch größeren Ueberzeugungskraft treten zwei ältere Jungfrauen auf, die es für gut und schicklich hielten, während der grauenvollen Noembertage deutsche Verwundete zu beschimpfen. Sie terrorisieren jetzt ein ganzes Haus, dessen deutschempfindende Bewohner sie durch ihre „vergötterten“ Russen ausrotten lassen wollen. — Der Unfug des Sichbrüstens mit „Verräterlisten“ greift in den Kreisen dieser Russenfreunde immer mehr um sich.

Die zweite Gruppe der uns erhalten gebliebenen Verteidiger des russischen Gedankens bilden die Rubelpatrioten. Ihr Name kennzeichnet ihre Art.

Die freiwilligen Henkersgehilfen und die Rubelpatrioten wollen wir den Russen gern und willig überlassen. Mit einer anderen Art der Russenverteidiger, den Opfern der deutschen Sentimentalität, müssen wir uns auseinandersetzen.

Im deutschen Elsaß ist nach 1871 die Partei der Französlinge entstanden. Dieselben Elsaßer, die vor 1870 in Paris als deutsche Tölpel ausgelacht wurden, entdeckten nach dem Kriege ihr französisches Herz und ließen sich, als rechte deutsche Dummköpfe, als Märtyrer der französischen Sache feiern. Fast gewinnt es denn Anschein, als ob leichtgläubige Biedermeier, die all die schwülstigen Selbstbeweihräucherungen der Russen für bare Münze nahmen, die Rolle der elssässischen „echten Franzosen“ aufnehmen und ein Grüpplein der Ewigrussischen bilden wollten. Es jammert einen, wenn man sieht, wie die guten Leute und schlechten Denker ihr Unterscheidungsvermögen ausgeschaltet haben und sich nicht darüber klar werden, was im staatlichen Leben erlaubt und was nicht erlaubt ist. Sie schließen ihre Augen, um nicht zu sehen, wie die geschlagenen Russen ihre ohnmächtige Wut an unseren unglücklichen Volksgenossen ausüben. Sie sind taub gegen die Berichte, die schildern, wie die entmenschten Horden Verbrechen über Verbrechen an den Deutschen in Stadt und Land begehen. Ein bischen Ueberlegung müßte ihnen sagen, daß eine Regierung, die ihre loyalsten Untertanen peinigen und hinhängen läßt, das Recht, die Treue dieser Untertanen zu beanspruchen, verwirkt hat. Nicht allein den bindet der Eid, der ihn geschworen hat; auch den, dem er geschworen ist. Auch diesem legt der ihm geleistete Eid Pflichten auf, nicht allein Rechte gibt er ihm. Tausendfach sind diese Pflichten am russischen Deutschtum verletzt, mit Füßen getreten, tausendfach eiddrückend wird Rußland an seinen treuesten Untertanen. Die Deutschen in Polen und Rußland, die von ihrer eigenen Regierung ausgerottet werden sollen, sind vor Gott, ihrem Gewissen und der Weltgeschichte der Pflicht, dieser tausendfach treubruchigen Regierung die Treue zu bewahren, ledig.

Ob die Lobsprediger der Russen nicht verstummen werden, wenn sie die verbürgten Schilderungen der Russengrenel in der heutigen und den früheren Nummern der „Deutschen Post“ lesen? Oder glauben sie diesen Darstellungen nicht, weil sie die Leiden ihrer Stammesgenossen wiedergeben, während sie für die verlogenen Erzählungen russischer Blätter über deutsche Grausamkeiten stets ein williges Ohr hatten? Den drei Arten der unentwegten Russen steht die große, von Tag zu Tag sich mehrende Zahl der bewußt deutschführenden gegenüber. Wir haben gerade in letzter Zeit zahlreiche Beweise für die endgültige Trennung aller rechtlich Empfindenden deutschen Lodzer von dem wahnwichtig mordenden Russentum erhalten, weitere werden folgen.

Deutsche Wahrhaftigkeit verlangt eine offene Absage an den heimtückischen Feind. Deutsche Redlichkeit wird nicht zu dem verwerflichen Mittel unredlicher Wühlarbeit greifen, wie es unsere Gegner tun, die ihre vergifteten Pfeile aus heimlichem Versteck abschießen. E.

Eine deutsche Einkaufs- und Verbrauchsgenossenschaft in Lodz.

Der vermittelnden Einladung der „Deutschen Post“ zu einer privaten Sitzung, in der über die Möglichkeit einer wirklichen Selbsthilfe gegen den Lebensmittelwucher beraten werden sollte, sind eine größere Anzahl von Frauen und Männern unserer deutschen Gesellschaft gefolgt. Gegen dreißig Personen haben in dieser vorbereitenden Sitzung ihren Willen kundgegeben, eine Einkaufs- und Verbrauchsgenossenschaft ins Leben zu rufen und Mitglieder für sie zu werden.

Dr. Roth, ein reichsdeutscher Herr, der in Lodz weilt, gab in liebenswürdiger Weise einen kurzen, scharf umrissenen Ueberblick über das Genossenschaftswesen in den westeuropäischen Ländern, über seine bescheidenen Anfänge, seine großartige Entwicklung und den Segen, den es in vieler Hinsicht gewirkt hat. Der Vortragsgegenstand einer Verbraucherorganisation: billiger Einkauf im Großen, Ausschaltung des Zwischenhändlerprofits, sei aber nur dann vorteilhaft zu verwirklichen, wenn eine genügende Teilnehmerzahl, genügend Kapital und eine gute billige Organisation zugrunde liege, die den praktisch arbeitenden und geschickten Zwischenhändler ersetzt.

Nach ihm ergriff der ebenfalls als Gast in Lodz weilende Pastor a. D. Herr Friedlaub das Wort, gab aus seinen reichen Erfahrungen im Genossenschaftswesen einiges zum besten und ermunterte die Anwesenden zu einem entschlossenen Beginn. Er gab seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß alle Schwierigkeiten, die in der gegenwärtigen Kriegszeit einer solchen Gründung er-

machen, durch gemeinsamen festen Willen zu überwinden seien. Er gab den Rat, die Verbraucherorganisation so groß wie möglich zu gestalten und die zuständigen Behörden um Hilfe bei der Beschaffung der wichtigsten Lebensmittel und Gebrauchsgüter, die einer besonders großen, oft willkürlichen, Teuerung ausgesetzt sind, anzugehen. An dem Entgegenkommen der Behörden zweifle er nicht.

Den beiden Rednern wurde reichlich Beifall gesollt. Herr Pastor Gerhard sprach warm für die sofortige Bildung einer Einkaufsgenossenschaft im Großen oder im Kleinen und erzählte einige wertvolle Einzelheiten über einen ähnlichen Versuch, der in einer ländlichen Gemeinde gemacht worden war. Verschiedene Herren unserer Gesellschaft wiesen auf die Stimmlosigkeit unserer Lobzer Spekulantentum hin. Der Wille, durch eine zu gründende Verbraucherorganisation den Lebensmittelwucherern entgegenzuwirken, war allgemein; gesprochen wurde daraufhin nur noch über die Form der Organisation und die Möglichkeiten des baldigen gemeinsamen Einkaufs. Nach rege Beratung entschied man sich dafür, eine großangelegte, weiten deutschen Kreisen in Lobz zugängliche Genossenschaft zu bilden. Einige Herren wurden damit beauftragt, ein Statut anzuarbeiten, das in den nächsten Tagen schon der zuständigen Behörde zur Genehmigung unterbreitet werden soll. Sofort nach der Genehmigung sollen Mitgliederlisten angelegt werden. Die einzelnen Einlagen sollen äußerst gering sein, um weiten Kreisen eine Teilnahme zu ermöglichen.

Der erste Schritt zur Verwirklichung des Planes ist somit geschehen, an dem Wohlwollen und Entgegenkommen der Behörden ist kaum zu zweifeln, so dürfen wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß die Einkaufs- und Verbrauchsgenossenschaft, die den Namen „Deutsche Selbsthilfe“ tragen soll, bald eine segensreiche Tätigkeit aufnehmen wird.

Die russische Kultur auf dem Abmarsch.

Wichtige Blätter aus der Geschichte der deutschen Weichselkolonien.

as, Herr Lehrer H. V., der vor kurzem seine Heimat besucht hat, erklärte uns:

Vor einigen Monaten machte ich den Versuch, in mein Heimatdorf zu kommen, um etwas über meine Eltern und Geschwister zu erfahren. Da damals jene Gegend noch im Bereich der Kämpfe lag, so durfte ich nicht über die Weichsel setzen. Von russischen Gefangenen hörte ich Schilderungen über Begebenheiten in der Heimatkolonie, die mein Blut erstarrten und mich das Schlimmste befürchten ließen. Erst nach dem Vormarsch der Deutschen auf Warschau und nachdem die Russen die Gegend verlassen hatten, war es mir möglich nach dem Schicksal meiner Lieben zu forschen. Ach, mein Herz krampfte sich zusammen, als ich meine Heimat wieder sah! Das väterliche Gehöft fand ich abgebrannt, den Acker zertrümmert, den Garten vernichtet, die Bäume zerhackt und heruntergeschlagen. Ebenso verheert war der Schulgarten. Und doch hatte hier kein Gefecht stattgefunden. Rote Soldaten hatten unter Anführung ihres Oberen die Heimatstätten der verhassten deutschen Kolonisten zerstört und anderssprachige Nachbarn die Wirtschaftsgüter und Wohnungseinrichtung auseinandergeschleppt. Nur mühsam gelang es mir in der Nachbarschaft einiges über meine Eltern zu erfahren. Mit den anderen deutschen Kolonisten sind auch meine Angehörigen nach Rußland verschleppt worden. Meine alte schwache Mutter wurde auf den Wagen gezerrt. Von meiner Schwester war ein Brief an eine polnische Nachbarin eingetroffen. Aus ihm ging hervor, daß sie nach Sibirien oder Zentralasien verschickt worden war. So trostlos ich auch alles fand, allein der Gedanke, daß mein Vater noch lebte, ließ mich unsere Lage als weniger hoffnungslos ansehen. Die polnischen Nachbarn hatten die landwirtschaftlichen Maschinen und Geräte in Besitz genommen. Das von meinen Eltern vergrabene Rindgeschädel und die anderen versteckten Gegenstände wurden ausgegraben und von den russischen Soldaten großmütig verschenkt. Es tat meinen Augen weh, hieß einen meinen Schrädel, dort die mir bekannte Wiege und in einem Nachbarort auch eine Kuh aus dem Stall meines Vaters zu finden. Nur schwer drängten sich mir die durch die Lage gebotenen Worte der Anerkennung über die „freundliche Aufbewahrung“ des Eigentums meiner Eltern über die Lippen. Aber ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, wollte ich doch von diesen Leuten möglichst viel und genaues über die Abführung der mir Nächsten in die Verbannung hören. — Ob ich meine Eltern noch jemals wiedersehen werde? Ich bezweifle es. Denn auf meinen weis-

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern: Der Austritt aus der Sumpfung bei und südlich von Nowgorod (nördlich von Pruzan) ist erkrankt. Auch weiter nördlich sind Fortschritte erzielt. Es wurden über 400 Gefangene gemacht und drei Maschinengewehre erbeutet.

Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls von Mackensen: Der Brückenkopf von Vereza-Karinska ist vom Feinde unter dem Druck unserer Angriffe geräumt. In der Gegend von Drohiczn und südlich letztere der Segner gestern nachmals Widerstand. Er wird weiter angegriffen.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Die Armee des Grafen Bothmer hat eine Reihe feindlicher Vorstellungen auf dem weislichen Serethufer gestillt.

Oberste Heeresleitung.

terten Gängen stieß ich auf so viele Spuren von Scheußlichkeiten, begangen von russischen Truppen an ihren eigenen Schutzbefohlenen, daß ich versucht bin anzunehmen, die Russen beabsichtigten eine systematische Vertilgung aller Deutschen.

Ich bin den Spuren der russischen Gewalttätigkeiten in jener Gegend nachgegangen und habe mir einzelnes nicht einmal sondern mehrmals bestätigen lassen, in erster Linie von den Betroffenen selbst, sofern diese noch am Leben sind. Es sind also verbürgte Schilderungen, die zu entwerfen ich unternehme.

Das von den Russen verteidigte Slow wurde während der Kämpfe von einer deutschen Truppenabteilung erstickt. Als eine russische Uebermacht heranrückte, waren die Deutschen genötigt, es wieder aufzugeben und auch ihre Schwerverwundeten zurückzulassen. Die russischen Soldaten fielen über die in einigen Häusern untergebrachten Verwundeten her und verstümmelten sie in einer entsetzlichen Weise. Nach der Wiedereroberung des Fleckens durch deutsche Truppen besichtigten verschiedene glaubwürdige Einwohner die verstümmelten Leichen. Allein der Wirtshaus Robert Sprengel zählte über hundertundfünfzig verunstaltete Körper. Auch andere, nicht zu beschreibende Bestialitäten waren begangen worden.

Ebenso grausam wie mit den verwundeten Feinden ist man auch mit den Landeskindern deutscher Abstammung verfahren, die von ihrem Besitz vertrieben, beraubt und ermordet wurden. Der zweieunddreißigjährige Jakob Glatz, der Besitzer einer Hofstelle in Slow, wurde beschuldigt, vom Dachboden seines Hauses aus Lichtsignale gegeben zu haben. Bei seiner Abholung sagten die Soldaten, er sei zum Bogt (Wojt) befohlen worden. Er wurde im nahen Walde gehängt. Die Leiche schleifte man durch den Schmutz auf den Marktplatz in Slow, wo sie an eine Akazie gehängt wurde. „Schaut, wie schön die Akaziendäme blühen!“ scherzten die Soldaten. Mit anderen Einwohnern des Fleckens wurde auch die Frau des Gehängten zum Marktplatz getrieben. Man zwang das arme Weib, die überzugerichtete Leiche ihres Mannes anzusehen; die gefühllosen Krieger bedrohten sie mit ihren Waffen, als sie ihre Blicke seitwärts lenkte. — Auch drei Juden, Sochaczewski, Blocker und ein Chederlehrer, gegen die erfundene Anklagen vorgebracht wurden, erlitten im Walde den Hängenot. Ihre Leichname hingen nachher einige Tage auf dem Marktplatz in Slow.

Die Zeit war günstig, um alte Rechnungen zu begleichen. Menschliche Niedertracht traute sich hervor. Jede phantasierte Beschuldigung fand Glauben und Ahndung. Das Angebertum blühte. Gegen Ferdinand Berg, der gezwungenerweise mit seinem Fuhrwerk den russischen Train begleitete, richtete sich der von anderssprachigen Nachbarn hervorgerufene Verdacht, mit seinem Wagen eine Telefonleitung beschädigt zu haben. Er beteuerte seine Unschuld und wies auf seine stets bekundete Loyalität. Die Henker wollten Gnade üben, wenn vier polnische Fuhrwerkbesitzer, die den Troß begleiteten, die politische Zuverlässigkeit des Mannes zu bezeugen bereit seien. Doch niemand trat für ihn ein. Er wurde erschossen. Jüdische Wagenbesitzer erzählten die Einzelheiten.

Der Pole Samlek erzählte der Frau des gehängten Glatz, daß zwei polnische Knaben gegen den Kolonisten Tesmann in Minkinke mit der Behauptung hervortraten, er habe sich als Spion betätigt. Er wies die Beschuldigungen mit Entrüstung ab. Die Soldaten hielten ihn daongehen. Auf den nichtsahnenden Davonschreitenden gaben sie eine Salve ab, die ihn zu Boden streckte.

Dem Kolonisten Peter Ferchow aus der vier Werk von Slow entfernten Kolonie Arcichow wurde vor einigen Jahren falsches Geld zum Kauf angeboten. Er lehnte den Ankauf ab. Dem nach einiger Zeit festgenommenen Verkäufer wurde

der Prozeß wegen Falschmünzerei gemacht. Die Verwandtschaft des Verurteilten schworen Ferchow, von dem sie annahmen, daß er die Anzeige erstattet habe, Rache. Die Gelegenheit dazu bot sich jetzt. Eines abends kamen zwei Fischerknechte, die Einlaß begehrten. Sie nannten Ferchow bei Namen, schlugen mit ihren Köben auf ihn ein und verlangten die Auslösung von 80 Rbl., die er für verkaufte Pferde ver einnahm habe und 10 Pferde. Mit ihnen auf ihn gezielten Säbeln suchten sie, während er zu Worte kommen wollte, ihrer Forderung nach besonderen Nachdruck zu geben. Sie wollten sich auf keine Unterhandlungen einlassen, und schlugen als ihr Suchen nach Geld ergebnislos verlief mit Knuten auf Ferchow ein, der sich am Boden wälzte. Sie drohten ihm den Kopf abzuschlagen, wenn er nicht sofort aufrecht „Simirno“ fische. Als dem wundgeschlagenen Mann die aufrechte Haltung nicht gelang, stießen sie ihn mit Füßen. Die Frau mußte während der ganzen Zeit die Qualen ihres Mannes mitemachen. Sie bat die Wüteriche um sein Leben und erbot sich, Pferde von der „Kemppe“, der Weichselinsel zu holen. Um die Frau noch mehr einzuschüchtern, befahlen die Fischerknechte Ferchow, sich hinzulegen, sie würden ihn abschlechten, wenn sie nicht zurückkomme. Frau Ferchow holte die Pferde von ihrem Schwiegervater. Ferchow wurde hinausgeschickt, um in der Nacht noch Hafer zu beschaffen. Die Frau ahnte, was ihr bevorstehe und ließ durch eine Sektentür zu einem deutschen Nachbar, dessen Namen wir verschweigen wollen. Vor dem Hause empfangen die Kinder des Nachbarn sie mit Geheul und baten sie, sich ihrer Mutter anzunehmen, der man Gewalt antun wolle. Sie sagte, daß sie selber in größte Gefahr schwebte und steif in einen Bretterverschlag, wo sie sich versteckte. Hier sah sie durch die Spalten der Bretterwand, wie in der angrenzenden Stube zwei Fischerknechte die Frau des Nachbarn im Beisein ihrer weinenden Kinder vergewaltigten. Die den Ferchows abgenommenen Pferde wurden nicht für Heeresbedarf requiriert, sondern von den räuberischen Fischerknechten an polnische Nachbarn verkauft. — Nach diesen Vorkommnissen wollte das Ehepaar Ferchow sich nicht weiteren Angriffen der auf Streifzüge ausziehenden uniformierten Soldaten aussetzen und zog zu dem alten Ferchow auf die Weichselinsel. In ihr Besitzung legten sie die deutsche Flüchtlingsfamilie Klein aus Nowy Dmow bei Namog-Georgiewsk. Im Wohnhause wohnten Mutter und Tochter Klein, im Behausung der junge Klein. In einer Nacht klopften fünf Dragoner an die Tür des Wohnhauses und begehrten Quartier. Den Frauen wurde es ängstlich, sie ließen den Knecht Mollzahn in die Wohnung kommen, um nicht ganz ohne männlichen Schutz zu sein. Als am nächsten Morgen der Knecht nicht zur Arbeit kam, ging der junge Klein ihn wecken. Als er die Wohnung der Mutter betrat, bot sich ihm ein entsetzlicher Anblick: die Frauen und der Knecht waren buchstäblich zerhackt. Die Frauen sind vor ihrem grauenvollen Ende noch geschändet worden. Von den Dragonern war keine Spur zu entdecken. Auf Verlangen russischer Offiziere wurden die Leichen sofort im Garten beerdigt. Nach dem Abzug der Russen wurden sie auf dem Friedhof bestattet.

(Schluß folgt.)

Ein Ferienausflug zu den Deutschen nach Dombie und Sobotka im Kreise Kolo.

Von Hermann Schmidt, Dohz.

Es sind sieben Jahre vergangen, seit ich Dombie, den Ort, an dem ich 23 Jahre lang als Lehrer und Kantor wirkte, verlassen habe. Eine freundliche Einladung des Ortspastors und anderer befreundeter Personen kam dem längst gehegten Wunsche, meiner alten Heimat nach so langer Abwesenheit einen Besuch abzustatten, entgegen.

Der Weg nach Dombie führt über Dorkow und Lenczyna. Vor Jahren hatte ich ihn, in umgekehrter Richtung, regelmäßig einmal im Jahre zurückgelegt. Das war immer ein Ereignis. Die Chausseen und andere Wege, auf denen sehr starker Verkehr herrschte, waren in einem jeglicher Beschreibung spottenden Zustande, eine Reise auf ihnen war im wahren Sinne des Wortes ein Lebensgefahr verbunden. Mit Zagen und Bittern trat ich daher meine Reise an. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich eine Chaussee vorfand, die allen Anforderungen der Straßenbaukunst entspricht! Die deutsche Behörde, die, wie es scheint, zu allem Zeit findet, hatte dafür gesorgt, daß die wichtige Verkehrsader in einen geordneten Zustand kam. Noch größer war mein Erstaunen, als ich auf dem Wege von Lenczyna nach Dombie, seinerzeit der großen Sandwüsten wegen der Schrecken aller Reisenden hundert von Menschen, mit Steinanfahnen und -klappen be-

schlecht an, denn nun langte er erst in seine Tasche und zog ein Büchlein in Fibelformat hervor, in dem alle Krankheiten des menschlichen Körpers und ihre prompte Heilung genau verzeichnet stehen. Herz, was willst du noch mehr! Ich kannte diese Art Bücher, die speziell zum Wohle der Menschheit erfunden sind, schon längst, aber das, was ich nun in Händen hielt, war doch noch was ganz besonders; schon sein äußeres Ansehen ließ auf das graue Altertum schließen, jedenfalls war die Schwarte ramponiert genug und reichlich schmutzig, dafür war der Inhalt um so wertvoller und die darin zusammengefaßten Rezepte nicht zu kurz, unter 25 Sorten verschiedener Zutaten machte es keines, und das Gemisch war derart, daß es für einen ehrlichen Christenmenschen schon eine starke Leistung bedeutete, solch Zeug hinunterzuwürgen. Weiß bewegten sich diese Kunstwerke aus der Hegenküche in Latwergen-Form, Mutterberiak füllte bei Keuen, und schon beim Essen stieg mir ein beängstigender Geruch in die Nase, daß mir wehmütig wurde, schwarz waren die Mittel selbstverständlich auch alle. Da dieses Buch von seiner Urgroßmutter herstammte, war meine sanfte Abwehr bei dem Manne erfolglos und so suchte ich denn auf seine Bitte hin das mildeste aus und wollte dank noch die mildesten Zutaten bei der Zubereitung zu seinem eigenen Besten unterdrücken. Aber „der Mensch denkt und Gott lenkt“, ich hatte wieder daneben gehauen; das längste von den Rezepten sollte es sein, er könne es sich vom besten Ende leisten, er sei ein Stellenbesitzer mit reichlichem Ausschank, verbunden mit Schlächtereier und Wurfverschleiß; und mifchen — nee — das könne seine Frau auch, er wolle die einzelnen „Parten“ jede besonders haben, damit er zählen könne, ob auch alle „danebene“ sind. Was sollte ich da noch raten, wo der Mann doch genau wußte, was er wollte, ich war einfach mundtot. — Also los — „des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ und mein Landwirt mit Ausschankbetrieb fuhr endlich befriedigt ab.

Am nächsten Markttage kam die Frau des glücklichen Stellenbesitzers mit Ausschank u. s. w. bei mir vorfahren. Sehr hübsch rot im Gesicht und komplett von Gestalt. Nach

Heiteres aus dem Tagebuche eines Lobzer Apothekers.

Wer da meint, daß der Apotheker außer Tränkchen brauen, Pflaster streichen und Pillendrehen nichts zu tun hat, irrte sich. Besonders in den kleinen Landstädtchen hat er neben seinem Beruf so viel Aemter zu versehen und so viel Obliegenheiten zu erfüllen, daß die Arzneibereitung fast ganz in den Hintergrund tritt. Dort, wo er neben dem Geistlichen, dem Arzt, dem Notar und einigen Beamten zu den Honoratoren gehört und das Recht hat im Gasthause die Herrenstube zu betreten, nimmt er in geistiger Hinsicht ungefähr dieselbe Stellung ein, wie etwa der Rad- und Stellmacher als Techniker. Jeder, der etwas zu lesen oder zu schreiben hat, und es selbst nicht kann, geht in die Apotheke. Briefe, Klagen, Eingaben, Vorladungen usw., alles muß der Apotheker verdolmetschen und beantworten. Ist etwas im Hause erkrankt, gleichviel ob Mensch oder Vieh, der Apotheker muß seine Meinung dazu sagen, er ist verpflichtet, die Namen aller Einwohner des Städtchens und die Vornamen aller Kinder zu kennen, er ist Absteigequartier für die Gutsbesitzer der Umgegend, für die er die Postkassale vertritt, den Einkauf von Geschirrt besorgt und den Verkauf von Klein- und Federvieh vermittelt. Alle Neuigkeiten werden bei ihm besprochen und weiterverbreitet. Je nach Alter und Temperament spielt er eine Rolle bei gelegentlichen Liebhabervorstellungen, muß bei Konzerten, so gut es eben gehen will, Tenor singen und ist verpflichtet, auf den Tanzgesellschaften der benachbarten Gutsböfe zur Erheiterung der Gäste in der Mazurka ein Tischchen mit Erfrischungen umzuwägen. Dafür wird er auch bisweilen zur Jagd geladen, schießt dann, wenns gut geht, ein paar Wäcker in die Luft und bringt dafür stets einen Hasen oder einige Hühner als Beute nach Hause. Man sieht, der Mann hat es nicht leicht und er muß sich Mühe geben, will er auf der Höhe bleiben und sich einer gewissen Beliebtheit erfreuen.

Ganz so stark beschäftigt ist der Apotheker in der Großstadt ja nicht, immerhin verbleibt ihm, besonders wenn die Apotheke an der Außengrenze der Stadt oder an einem Marktplatz liegt, noch ein genügend weites Arbeitsfeld, das mit der Leitung einer Apotheke eigentlich nichts gemeinsam hat. An den Wochentagen, wenn die Rindschaf vom Lande zu Märkte kommt, geht es manchmal recht bunt zu; — jeder möchte den Herrn „Magistrat“ (wahrscheinlich von magistr) selbst sprechen, ihm sein Anliegen vorbringen und — unter einer Stunde geht es selten ab, denn vor allem muß festgestellt werden, daß der Vater selig des Bäuerleins mit dem Vater selig des Apothekers schon gut bekannt war und sich manchen Rat aus der Apotheke geholt hat, und was das für ein kluger Mann war usw.; dann werden die Familienverhältnisse und die ganze Wirtschaft kurzjahrig durchgesprochen und zum Schluß kommt das eigentliche Anliegen in Formen von irgendwelchen Tropfen oder Salben, die es eigentlich gar nicht gibt.

Kam da vor etlichen Wochen so ein Geschäftsfreund von Großvaters Zeiten her zu mir, ich hatte den Mann nie gesehen, und er selbst erklärte mir das auch damit, daß er bisher nie krank gewesen sei und „von die Doktors und Apteckers“ nicht viel halte, daß die Freundschaft von meines Vaters Zeiten herrährte, der seinem Großvater einmal ein gutes Mittel gegen „das Affstoßen verraten hätte“, das noch heute in seiner Familie „begäng“ sei. Nun legte er denn erst richtig los und „verklärte“ mir seine Leiden, — sie mußte schrecklich sein, denn ihm fehlte nichts, um nicht ebenjogut auf Magenkrebs und Gallensteine wie auf galoppierende Lungenschwindhucht schließen zu können, dabei wog der Mann seine 300 Pfund polnisch und sah wie das blühende Leben aus. Ich riet zu einem Spezialarzt, doch da ich aus seinen Blicken, Gebärden und Worten entnahm, daß ich in seinen Augen bedeutend zu sinken begann, außerdem eine Rindtaufe und zwei Hochzeiten in kurzer Reihenfolge, verbunden mit Schlaf im Freien, diagnostiziert hatte, die ihm noch im Weibe sitzen mochten, so gab ich klein bei und entschloß mich zu Glaubersalz oder so dergleichen. Aber auch damit kam ich

Schiffat, antraf. Auch dort wird wacker an dem Bau einer Chaussee gearbeitet. Freudig hört man bald rechts, bald links von der Chaussee das Pfeifen einer Eisenbahnlokomotive. Dombie ist der vorläufige Endpunkt einer solchen Bahn, die aus Deutschland über Stupen, Konin und Kolo, dorthin führt. In gehobener Stimmung erreichte ich das Ziel meiner Reise. Dombie, ein Städtchen im Kreise Kolo, Gouvernment Rakisch, am Fusse Ner, einem Nebenflusse der Warthe, hat etwas über 4000 Einwohner, von denen nur ein kleiner Prozentsatz, etwa 300, Deutsche sind. Das jüdische Element ist stark vertreten. Die Deutschen sind meist Nachkommen der am Ende des 18. Jahrhunderts aus Rawitsch in Schlesien ausgewanderten Tuchmacher, noch heute legt der Name der Rawitscherstraße davon Zeugnis ab. Ob auch die Zahl der Deutschen in Dombie gering ist, ihr Eifer in Sachen der Kirche und Schule ist ein über alles Lob erhabener. An der Spitze der Gemeinde steht seit 24 Jahren Pastor Anton Rutkowski, ein Mann von kerndeutscher Gesinnung. Seinen Bemühungen sowie der aufopfernden Tätigkeit des Mitgliedes des damaligen Kirchenkollegiums, Heinrich Ziegler, ist es zu verdanken, daß die kleine Gemeinde eine Kirche und ein Schulhaus aufzuweisen hat, um die sie manche Gemeinde beneiden könnte. Die Kirche, das Werk des Gouvernementsarchitekten Chrzanowski, wurde vor ungefähr 15 Jahren an Stelle eines im Jahre 1806 zu kirchlichen Zwecken hergerichteten einfachen Gebäudes errichtet. Ihr Inneres ist einfach und würdevoll. Die schöne Orgel mit zwei Manualen, der Altar und die Kanzel in Form eines Reiches entstammen der Werkstatt einer weit über die Grenzen ihres Heimatlandes bekannten Firma in Guhrau. Das künstlerisch wertvolle Altarbild, den sinkenden Petrus darstellend, entstammen einem Berliner Meister; zwei Statuen, Petrus und Paulus, in Nischen zu beiden Seiten des Bildes aufgestellt, vervollkommen den Altarschmuck. Das evangelische Pfarrhaus und das deutsche Schulhaus gehören mit zu den schönsten Gebäuden der Stadt und stellen dem Opfermut der Gemeindeglieder ein ehrenvolles Zeugnis aus. Auch das sonstige Gemeindegut wird musterhaft verwaltet. Der Friedhof erhielt in neuerer Zeit eine hübsche und ziemlich kostspielige Umfriedigung.

Leider sollten die Kriegsergebnisse an diesem sonst ruhigen Städtchen nicht spurlos vorüberziehen. Hier und in der Umgegend wüthete in den Novembertagen v. J. eine dreitägige Schlacht, in der es, nach dem Berichte des deutschen Hauptquartiers, dem jetzigen Generalfeldmarschall v. Mackensen gelungen war, ein ganzes russisches Korps zu vernichten. Durchbar war während dieser Schreckensstage die Lage der Einwohner: niemand wagte sich auf die Straße, alles lag in den Kellern. Schon waren die Russen auf der Flucht, schon hatten sie die Stadt geräumt und den Deutschen überlassen, als sie, schon hinter dem Fusse, sich abermals zur Gegenwehr setzten und nun die Stadt, über die bis dahin hinweggeschossen worden war, zur Zielscheibe nahmen. Die Häuserreihe einer Straße fiel dem Feuer zum Opfer. Das Pfarrhaus bekam zwei Volltreffer, die allein dem Gebäude einen Schaden von mindestens 3000 Rbl. zufügten. Der Pastor sah mit seiner Familie im Keller und war dadurch dem Tode entgangen. Die Kirche, auf die man es aller Wahrscheinlichkeit nach abgesehen hatte, wurde verhältnismäßig wenig beschädigt, denn schon drangen die Deutschen vor und trieben die Russen vor sich her.

Während der Russenwirthschaft hatten die Evangelischen und Juden furchtbar zu leiden. Das Denunziantenwesen blühte. Unsere „Freunde“ waren, wie überall, so auch dort, eifrig am Werke. Mit innerem Behagen zeigten sie den Russen die Wohnungen, in denen die „Germanen“ wohnten. Im nahen Dorfe Sobotka wurde der Landwirt Ziebart verhaftet und weggeschleppt und nur einem Zufall hatte er es zu verdanken, daß er entkommen konnte. Der Mann grübelte bis heute vergebens über die Ursache seiner Verhaftung nach. Räuber ihm standen noch 12 deutsche Wirthe aus dem gleichen Dorfe auf der schwarzen Liste (man bedenke, daß das ganze Dorf kaum viel mehr als 15 Witte aufzuweisen hat). Dem Mute der deutschen Soldaten, welche die Russen zwangen, furchtartig das Feld zu räumen, ist es zu danken, daß die schwarze Liste keinen weiteren Schaden stiftete. Eine seltsame Wägung des Schicksals, fügte es, daß ein deutscher Reservist aus Sobotka auf seiner eigenen Wirthschaft Schlangengräben aufwerfen mußte. Beim Rückzuge der Russen verboten ihm seine deutsche Treue und sein Gewissen, die Gelegenheit wahrzunehmen und einfach zu Hause zu bleiben. Und seine Angehörige sollten ebenfalls verhaftet werden.

der üblichen Vorstellung und den schicklichen, einleitenden Redewendungen erzählt sie mir auf meine Frage, daß die Medizin, die ihr Mann aus der Stadt geholt habe, sehr gut gewirkt hätte, nur sei er nun so schwach, daß er gar nicht mehr aus dem Bett heraus könne. Ich beruhigte sie, daß es schon wieder besser werden würde; ich hätte ihren Mann ja gewarnt, aber er wollte es mir nicht glauben, daß das Zeug für einen menschlichen Magen etwas zu struppig sei; schließlich habe der Mann ja eine forsche Natur und Gift wäre ja nicht dabei gewesen. Nun traten der Frau die Tränen in die Augen und sie schlüpfte ohne Zeitlang mit der Nase, um endlich damit herauszufinden, daß die Medizin nach dem langen Rezept ihrem Manne sicher nichts geschadet hätte, der könne schon was vertragen, sie hätte aber noch Tropfen hinzugefügt, die auch sehr gut gewirkt hätten, und die ihr der „lateinische Doktor“ verschrieben hätte. Ich wußte ihr Geheim. Der lateinische Doktor ist ein alter Landarzt, ein Original, und hatte seinen Namen daher, daß er seine Recepte vollständig, und zwar lateinisch ohne Abkürzungen ausschrieb, auch die Gebrauchsanweisung, was den Leuten besonders imponierte. Er kannte aber auch seine Pappenheimer ganz genau, und wenn er was vertrieb, so mußte vor dem Gebrauch immer geschüttelt werden, denn unter drei Schichten baute er seine Tränken nicht auf, dann griffen sie aber auch durch. Jetzt wurde mir verschiedenes klarer und ich wollte eben bedenklich das weiße Haupt schütteln, als die Frau noch hinzufügte, daß dies Tropfen eigentlich gar nicht in das andere Gebräue hinein gekommen seien, da sie damit einer Nachbarin für ein krankes Kind, das bald darauf gestorben sei, ausgeholfen habe. Sie hätte aber damals in der Eile ganz darauf vergessen, und ihr sei ein anderes Fläschchen mit „Schmirle“, das der Reikiner Schäser gegen den „Romatus“ gegeben habe, in die Finger geraten, dabei langte sie den fraglichen Gegenstand aus dem Korbe hervor. Ob das kein Gift wäre, die Menschen seien doch zu schlecht, und sie habe ihrem Alten doch gewiß und wahrhaftig nichts antun wollen. Da hatten wir die Bekkerung — richtig — Wilsenkräutöl mit grauer Quecksilberalbe gemischt, daß nur die Kügelchen so blühten,

Schön nicht ohne Kühlung an die deutschen Bauern jener Gegend zurückdenken. Ein biederer Menschenschlag, den deutsche Tugenden, Fleiß, Ehrlichkeit, gerader Sinn, Gastfreundschaft auszeichnen. Und solche Menschen wagte man zu verdächtigen, der Spionage zu bezichtigen. Die natürliche Folge ist, daß glühender Haß gegen alles Russische jetzt die Deutschen dort erfüllt, die ihre Treue aus erwählten Vaterlande auf diese Weise belohnt sahen. Mit Widerwillen und Ekel denkt die Einwohnerschaft des Städtchens an die wüsten Szenen, die an der Tages- oder richtiger Nachtordnung waren. Oft wurde man durch das wilde Gebrüll und den Lärm der verrohten Soldateska, die sich mit Gewalt durch Einschlagen der Türen Einlaß bei weiblichen Insassen zu verschaffen suchte, aus dem Schlafe geschreckt. Keine Frau, kein Mädchen war ihrer Ehre sicher. Die armen Juden können davon besonders viel erzählen. Man atmete erleichtert auf, als die russischen Horden die Stadt verließen. Der Abzug entbehrte nicht eines gewissen komischen Beigeschmacks. Vor allen Dingen wußte die eigene Artillerie nicht, daß Dombie eine beständige große Brücke über den Fluß Ner hat, sie ließ es war finstere Nacht die Brücke links liegen und wollte den Uebergang über den Fluß über eine von den russischen Pionieren provisorisch einige hundert Schritt von der alten errichteten Brücke bewerkstelligen, brach in der Eile ein, konnte nicht weiter, die Kanonen stauten sich an, eine unbeschreibliche Wirrnis entstand, bis endlich der herbeigerufene Bürgermeister die eigentliche Brücke zeigte, die dann auch, nach stundenlangem Aufenthalt, unter Schimpfen und Flüchen benutzt wurde. Nachdem das schwierige Werk vollbracht war, sollte die Brücke in Brand gesteckt werden. Der dazu gehörige Spiritus (Naphtha war nicht aufzutreiben) und auch Stroh waren bald besorgt. Da es sich jedoch um Alkohol und um Russen, zwei unzerstörbare Begriffe, handelte, war die Sache nicht so einfach. Die mit dem Herbeiholen beauftragten Kosaken konnten der an sie herangetretenen Versuchung nicht widerstehen; in Befolgung eines Baffermannschen Ausspruches: der Alkohol hat seine Bestimmung verfehlt, wenn er nicht getrunken wird, fielen sie über ihn her. Am nächsten Morgen fand man sie, finellos betrunken, im Graben neben der unversehrten Brücke liegen.

Gern wende ich mich von diesen Bildern ab, um mein Auge an den Naturschönheiten, an denen es hier durchaus nicht mangelt, zu weiden. Ganz besonders reich an solchen ist der See von Dombie nach der Kreisstadt Kolo, von der es 18 Kilometer entfernt ist. Gleich hinter der Stadt erhebt sich an dem sanft aufsteigenden Ufer des Flusses Ner das reizend gelegene Dorf Sobotka. Außer Ackerbau wird hier nach deutscher Art auch die Obstkultur gepflegt, jede Wirthschaft hat einen schönen Obstgarten aufzuweisen. Eine deutsche Schule fehlt auch hier nicht. Weiter kommen wir zum polnischen Dorfe Chelmino, das materlich auf einer ziemlich steilen Anhöhe liegt. Von ihr aus bietet sich ein wundervolles Landschaftsbild, das an Schönheit seinesgleichen sucht. Eine hübsche Kirche und eine polnische Schule nennt das Dorf sein eigen. In Chelmino wüthete der Kampf besonders heftig, mußten die Anhöhen von den Soldaten doch mit dem Bajonet gestürmt werden. Die Kirche ist schwer beschädigt, mehrere Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude, zum Gutshofe gehörig, wurden in einen Schutthaufen verwandelt. Zahlreiche Einzel- und auch Massengräber bedecken die umliegenden Felder. Die Gräber der Helden werden, da der Kreischef zu Kolo kräftige Anregung dazu gibt, gut gepflegt. Seiner Anforderung wird, so viel ich hörte, willig und gern nachgekommen, den Hinterbliebenen in der fernem Heimat ein Trost, daß liebende Hände bemüht sind, das Andenken ihrer Leuersten auf diese Weise zu ehren!

Wenn wir dem Laufe der Ner folgen, so kommen wir zum Dorfe Majdan, 8 Kilometer von Dombie entfernt, das zum großen Theile von Deutschen bewohnt wird. Die treue Begleiterin der Deutschen, die Schule, fehlt auch da nicht. Hier mündet die Ner in die Warthe. Saftige Wiesen umgeben die zerstreut liegenden Gebäude der Wirthe und drücken dem ganzen Dorfe den Stempel auf. Auch „hier ist's gut“

Freunde und Leser

werden gebeten, unser Blatt durch die Zeitungsausträger der deutschen Tageszeitungen zu beziehen. Außerdem ist die „Deutsche Post“ bei den Straßenverkäufern zu haben.

ich kannte ja meinen Reikiner und war froh, als ich die Frau mit Gott und einigen salbungsvollen Worten fortgetrostet hatte.

Aber ich sollte noch keine Ruhe genießen. Noch ein Weibsbild, dieses Mal weniger komplett, aber genügend starkknöchig, turnte herauf, die unverehelichte Schwester des Kranken und in jammervollen Tönen erkundigte sie sich, ob die Schwägerin sie nicht wegen Giftmischerei verklagt hätte, sie hätte sie zu Hause immer so vorwurfsvoll und dumm angesehen. Nachdem es mir gelungen war etwas System in ihre verworrene Rede zu bringen, erfuhr ich, daß sie nur an „Bitteräppel und Uwe“ (Bitteräpfel und Uwe) glaube, ihr Bruder aber davon nie was wissen wolle, und da habe sie in bester Absicht zu dem Gemisch noch ihre Spezialmittel heimlich hinzugebrückt, weil der Bruder sonst für nichts in der Welt zu bewegen gewesen wäre, sich damit helfen zu lassen, und helfen wollte sie doch so gern. Nun riß mir aber die Gebuld; sie solle nach Hause fahren und den Sorg bestellen und dafür sorgen, daß es „eine schöne Leiche“ gäbe; gelegentlich der Nühnerjagd würde ich mal hinauskommen und mich überzeugen, ob der Bruder regelrecht begraben sei. Zu anderem Trost lange es nicht mehr.

Ich hatte im Laufe der Weltgeschichte den Fall ganz vergessen, da trat besagter Folgeglaube lebendig bei mir ein, mit schlollernden Kleidern, aber sonst scheinbar ganz munter. So, meinte er, dieses Mal hätte es beinahe geschlappt, aber der Reikiner habe doch recht behalten, und wenn der „Bykas“ kriepert wäre, so hätte er selbst wohl daran glauben lassen. Ich sah mir den Kunden ganz verdutzt an, im Oberstübchen schien es nicht ganz hell zu sein, für einen Nauch war es noch zu früh am Tage; also blieb nur Wahnsinn in Folge allzu energischen Heilverfahrens. Von Alkoholismus war nichts zu spüren und für einen Irren waren die Augen merkwürdig ruhig. Da kam's denn allmählich heraus, — in ihrer Hergensangst hatten sich die beiden Frauen ihren Beitrag zu dem langen Recept gegenseitig eingestanden, und, da ich zuletzt grob geworden war, den Reikiner herangeschleppt, der war aber auch sehr zurückhaltend, trank mehrere Gläser

mohnen“. — Meiner Ueberzeugung nach winkt dem ganzen Nerabschnitt eine herrliche Zukunft, wenn geordnet Zustände eingetreten sind, wenn keine beherrschenden Hemmungen den Unternehmungsgelst des Menschen lähmen werden, wenn alles darauf bedacht sein wird, das Gute und Nützliche zu fördern. Schwer fiel es mir, als die Abschiedsstunde schlug, die herrliche Gegend und die prächtigen Menschen, an die mich so manche Erinnerung knüpft, zu verlassen.

Lokale Angelegenheiten.

Lodzzer Woche.

Nun ist auch Grodno genommen und nicht lange wird es dauern, dann ist die Verbindung zwischen Lodz und Bialystok, das sich seit in den Händen der deutschen Truppen befindet, wieder hergestellt. Bialystok ist mit Lodz durch viele Bande wirtschaftlicher und familiärer Art verknüpft, seine Einbeziehung ins besetzte Gebiet wird von vielen — besonders jüdischen — Einwohnern unserer Stadt begrüßt werden.

Die russische Dampfwalze, die alles Leben auf dem Wege nach Berlin niederdrücken und zermalmen sollte, rollt weiter rückwärts. Auf den Straßen Polens aber sind keine symbolischen, sondern sehr wirkliche deutsche Dampfmaschinen in Tätigkeit. Ausflügler hatten bereits vor Monaten Gelegenheit, diese Ungethume zu sehen, viele unserer Stadtbewohner kannten sie aber doch nur vom Hörensagen und es ist durchaus kein Wunder, daß am Anfang der Woche, als ein paar dieser Dampfmaschinen durch die Petrikauerstraße geführt wurden, sich eine Schar von Neugierigen um sie sammelte und sie anstaunte. Die deutschen Bedienungsgarbeiter mögen die neugierigen Bewohner unserer Großstadt für „furchtbar rückständige Leute“ halten, es ist leider wahr, daß die heimgegangene frühere russische Stadtverwaltung uns keine Dampfstraßenwalze vorführte, obwohl dies uns und noch mehr unseren Straßen nichts geschadet hätte.

Nun ist man auch im Stadttunern fleißig dabei, das Straßenpflaster auszubessern. Wenn es nicht so sehr sichtbar und fühlbar wäre, würde man es kaum für möglich halten, was in diesem letzten Kriegsjahre alles an unsern Straßen herumgebessert worden ist. Es ist mehr als die Russen in langen Jahren bewältigen konnten oder — wollten. Mehr, als mancher der neu ins Land gekommenen sich denken mag, sind die Bewohner unserer Stadt gerade für diese Reformen dankbar; das gute Straßenpflaster war in Lodz bisher wie ein fettes Ideal, das unendlich viel beschriebenen und besungen wurde, dem wir aber dennoch nie näher kamen. Nun sehen wir, daß Wünsche auch in Erfüllung gehen können.

Die Gartendeputation beim Magistrat plant, wie man hört, die Neue Promenade in eine Allee umzuwandeln. Nicht nur von den Anwohnern dieser Straße, von allen, denen an der Verschönerung der Stadt gelegen ist, wird der Plan freudig aufgenommen. Die Verlängerung der alten Promenade, die vor langen Jahren einmal schön war, nun aber vernachlässigt ist und einer gründlichen Neuaufbesserung bedarf, ist durchaus wünschenswert. Wir würden dadurch eine gern benützte gleichlaufende Straße mit der überfüllten Petrikauerstraße bekommen. Hoffentlich wird das Projekt, das ja nicht neu ist, nun, in der Zeit der großen Umwandlungen, Wirklichkeit. Die veranschlagten Kosten sind zwar nicht gering, aber der Lodzzer Gemeinwohl wertiger noch immer trostlos wirtschaftlichen Verhältnissen? Den Frieden? ... Die Gesichter der Menschen sind sorgenvoll. Das Leben wird teurer und

Wie ein Symbol der alten Zeit, die ja kaum ein Jahr zurückliegt, steht draußen, wo die Petrikauerstraße zur Baltischer Chaussee wird, halbsehnd und verwirrt ehrwürdig eine Säule mit russischer Aufschrift. Soll sie stehen bleiben, zum Zeichen dafür wie es war, ehe die große Neuwerdung begann?

Nach glutheligen Juni- und Juliagen und einem trüben August kommt nun langsam der Herbst ins Land. Und nach ihm kommt der zweite Kriegswinter. Was wird er bringen? Eine Besserung unserer noch immer trostlos wirtschaftlichen Verhältnisse? Den Frieden? ... Die Gesichter der Menschen sind sorgenvoll. Das Leben wird teurer und

Honigschnaps, kaute stillschweigend sein Butterbrot dazu und versprach schließlich bei Sonnenaufgang vermittels frischge-rupfter Wollflocken aus dem Fell seines Leithammels das Schicksal zu befragen, ob es Zeit sei, das Trauermahl zu rufen. Das Orakel lautete nicht günstig, es verkündete dem Gehörte einen Trauerfall in allernächster Zeit. Kuchen wurde gebacken, ein fettes Schwein mußte an seinen Lebenszweck glauben, und was sonst noch an Gebräuchen üblich ist, wurde vorbereitet, da trat der Trauerfall ein, nicht aber der Bauer, sondern der „Bykas“ war das Opfer, denn der verdammte Hirtenjunge, der des Bauern Faust nicht mehr über sich hüthte, ließ auch dem lieben Vieh mehr Freiheit, indem er sich selbst mehr seinem inneren Orang für unreifes Obst hingab. Der „Bykas“ ging aber in den grünen Klee und schlug sich so voll, daß er platzte. Das rettete dem Bauern das Leben; der Reikiner stand größer da denn je und der „Bykas“ bekam eine würdigere Trauerfeier, als sonst üblich ist, denn der Kuchen war ja nun mal da. (Schluß folgt.)

Der Eltern Vermächtnis.

Erzählung von G. Thürling, Lodz.

Im großen Saale eines der vornehmsten Hotels Warschau fand ein Wohlthätigkeitsball statt. — Wenn auch schon der Ruf des Hotels dafür sprach, daß die Festeinnehmer nicht nur den vornehmsten, sondern auch reichsten Kreisen der Stadt angehören mußten, so zeigten das noch deutlicher die kostbaren und eleganten Roben der Damen. Aber auch die prunkvolle Ausschmückung des Festraumes, die feenhaft Beleuchtung und die übrigen Anordnungen wiesen darauf hin, daß hier Geld keine Rolle spielte.

An den beiden Längswänden waren in künstlerischer Weise Nischen, Grotten und Lauben errichtet. In ihnen hatten die älteren Herrschaften es sich bequem gemacht. Die Jugend pflegte auch während der tanzfreien Zeit in der Mitte des mächtigen Saales sich herumzutummeln.

teurer. Das Brot ist so ziemlich das einzige, das zu verhältnismäßig annehmbarem Preis zu kaufen ist. Aber mit allen andern Lebensmitteln und Bedarfsartikeln wird auch jetzt noch ein wilder Schacher getrieben.

Es sind neuerdings Höchstpreise für das Fleisch festgesetzt worden, aber leider so hoch, daß nicht ausschließlich die ärmeren Klassen unserer Bevölkerung auf den Fleischgenuß verzichten müssen. Bis jetzt konnte man das Pfund erstklassiges Schweinefleisch noch für 50 und 55 Ropken kaufen, der festgesetzte Höchstpreis von 78 Ropken wird natürlich ein Ansporn für die Fleischhändler sein, aus dem Höchstpreis einen Mindestpreis zu machen. So ähnlich lagen die Dinge ja auch im April. Mit den Rindfleischpreisen verhält es sich ebenso. Daß die Preise in den Fleischläden an sichtbarer Stelle ausgehängt werden müssen, ist unsern schwergeprüften Hausfrauen demgegenüber kaum ein Trost.

Teures Fleisch verteuert auch die übrigen Lebensmittel. Man spricht jetzt schon allgemein von einem Winter, der nicht leichter sein wird, als der vergangene war. Und da unsere Spekulanten weder ausgehornt noch untätig sind, so ist auch allerlei Unerfreuliches zu erwarten.

Von eingeweihten Personen werden uns Mitteilungen über den Zucker- und Naphthahandel gemacht, die ein grelles Licht auf die Mischgeschäften des erbärmlichen Gefindels werfen, das in schwerster Zeit auf Kosten der Bevölkerung Reichtümer erwirbt. Diese Angaben, die wir wegen Mangels an weitverbreiteter Organisation nicht in allen Einzelheiten nachprüfen können, die sich aber mit den bereits gemachten Erfahrungen decken, sind wert, der Deffentlichkeit übermittelt zu werden. So soll eine Farinzuckerfabrik an der Grenze ihre Produkte an Farinzucker in neuerer Zeit zu ihren Normalpreisen in Polen abgesetzt haben, u. a. auch in Lodz. Dann aber erschienen in der Fabrik Lodzer jüdische Händler, die für den Sack Farinzucker eine Mark über die üblichen Preise boten. Die Firma wies darauf hin, daß sie Vertreter in Lodz habe, dieser Einwand wurde von den Händlern durch die Bemerkung niebergeklagen, daß diese Vertreter schlappe Geschäftsleute seien. Die Firma, die aus begründlichen Gründen nichts dagegen hatte, mehr zu verdienen, ließ sich auf Abschlüsse ein. Später erschien wieder ein Lodzer Händler, und bot für den Sack zwei Mark mehr. Und so ging das weiter. Die Preise für den Farinzucker stiegen daraufhin natürlich auch in Lodz. — Von Kennern des Zuckerhandels wird uns versichert, daß sich in Lodz große Zuckervorräte befinden, vermutlich aber zurückgehalten und versteckt werden, um Mangel vorzutäuschen und Wucher zu treiben. Die angekündigte Beschlagnahme der Zuckerbestände wird da vielleicht ausgleichend wirken, so wie wir unsere Spekulanten kennen, wird aber dennoch genug Zucker versteckt bleiben und gelegentlich geschahert werden. Eines ist sicher: bis zum Inkrafttreten des Zuckerverkaufsverbots ohne Erlaubnis und Kontrolle wird der Zucker zu ungehörlich hohen Preisen geschahert. Wir haben heute schon den Beweis dafür.

Im Naphthahandel ist die willkürliche Verteuerung noch größer. In Lodz besteht ein Käuferring, der auswärts Naphtha im Großen einkauft, hier zurückhält und nur durch solche Händler erkaufen läßt, die sich an die von ihm vorgeschriebenen Preise halten. Dieser Ring tötet jede Konkurrenz. Verschiedene kleinere Händler kauften mehrere Zisternen Naphtha, brachten sie nach Lodz und wollten sie etwas billiger verkaufen als zu den damals üblichen Preisen. Der „Ring“ ließ sofort die Preise für Naphtha fallen, die Händler waren froh, die von ihnen erhandelte Naphtha loszuwerden, aber bald nach dem Verkauf ihrer Bestände gingen die Preise wieder in die Höhe. An der Spitze dieses Rings steht ein jüdischer ehemaliger Hotelbesitzer. Zur deutschen Behörde haben wir das Vertrauen, daß sie den Mischgeschäften dieses blutfaugerischen Spekulantentums durch geeignete Maßnahmen entgegenwirkt.

Sympathisch aufgenommen wurde die Festsetzung von Preisen für das Besohlen von Schuhen, denn an den Preis von 5 Mark für das Besohlen von Männerchuhen, an den Preis von 3 Mk. 50 Pf. für Frauen- und Kinderchuhe hatte man sich bereits gewöhnt.

Auch die Bekanntgabe, daß keine absolute Notwendigkeit vorliegt, die Kohlen beim Händler zu kaufen, daß die Kohlenverkaufsabteilung beim Magistrat einen zweiten städtischen Verkaufsplatz an der Konstantiner-Straße 39 eröffnet und daß genügend Kohlen vorhanden sind, wirkte beruhigend.

In einer der Lauben saß Herr Direktor Unger mit Frau und Schwägerin und ihnen hatte sich ein junger Thüringer, ein Dr. phil. Arno Frank, zugesellt. Er wollte erst seit einigen Tagen in Warschau und brachte sowohl der Stadt wie der Bevölkerung regstes Interesse entgegen. Als Germanist nahm er besonderen Anteil am Stande des Deutschtums im Lande, und auch hier auf dem Feste ruhte sein forschendes Auge nicht; er suchte nach Beispielen und Belegen, mit Hilfe derer er sich ein genaues Bild zusammenstellen wollte.

„Verzeihen Sie, meine Herrschaften“, sagte er nach längerer Gesprächspause, während welcher er sich stiller Beobachtung hingeeben hatte, „wenn ich Ihnen manchmal ein langweiliger Gesellschafter bin. Sie kennen aber den Zweck meines Aufenthaltes in dieser Stadt und wissen ebenso, wie beschränkt die mir zur Verfügung stehende Zeit ist.“

„Gewiß, Herr Doktor, gewiß“ unterbrach ihn der Direktor: „im Namen meiner Damen bitte ich Sie, keinesfalls Ihre wissenschaftlichen Interessen gesellschaftlichen Rücksichten hintan zu setzen. Im Gegenteil, verfügen Sie vollständig über uns; wo wir Ihnen in irgend einer Weise dienen können, tun wir das nur zu gerne!“

„Wie soll ich Ihnen danken, meine Herrschaften!“ erwiderte der junge Gelehrte mit verbindlichen Neigen des Kopfes: „Ein göttliches Geschick wollte es, daß man mich just an Sie und nicht an eine andere der hiesigen deutschen Familien empfohlen hat. Ich fürchte nach meinen bisherigen Erfahrungen, daß ich nicht überall ein gleiches Entgegenkommen gefunden hätte.“

„Es liegt mir nichts ferner“, entgegnete der Direktor, „als uns selbst zu loben, wenn ich Ihnen sage, daß Ihre Beobachtungen leider richtig sind. Wir haben nur wenig frommesbewußte Deutsche hier; um so mehr Renegaten, und von diesen hätte sich wohl jeder gehütet, Ihnen bei Ihren Untersuchungen über das Deutschtum Warschaws behilflich zu sein. Auf diese wirkt das Wort „deutsch“ wie das rote... na, Sie wissen ja, was ich sagen will.“

Der heimischen Geschäftswelt zur gest. Remuneration.

Wir haben während der ersten Wochen des Bestehens der „Deutschen Post“ gelegentliche Inseratenaufträge nicht angenommen, weil wir den Inserenten nicht zumuten wollten, ihre Anzeigen in einem neugegründeten Blatt mit anfänglich naturgemäß kleinerer Auflage erscheinen zu lassen.

Heute sind wir in der Lage, mitteilen zu können, daß die Auflage der „Deutschen Post“ und ihre Verbreitung in Lodz und seiner Umgegend eine nachweisbar große ist.

Die „Deutsche Post“, herausgegeben von Lodzer Deutschen, die im Mittelpunkt unserer gesellschaftlichen Lebens stehen, kommt heute in die meisten altetngebürgerten Familien und wird ihres über hiesige Verhältnisse aufflärenden Inhalts wegen, auch von den neuzugekommenen Deutschen gelesen.

Die Wirksamkeit in ihr veröffentlichter Anzeigen kann also zugesichert werden, der Wochenblattcharakter der „Deutschen Post“ sichert den Anzeigen erhöhte und dauernde Beachtung.

Wir bitten die heimische und auswärtige Geschäftswelt, die „Deutsche Post“ mit Inseratenaufträgen zu beehren.

Ebenso wie es außerordentlich beruhigend wirken würde, wenn die städtische Behörde den Naphthaverkauf — vielleicht gegen Karten, ähnlich der Brotkarte — in die Hand nehmen würde. Die Beschränkung des Zwischenhandels, die in normalen Zeiten nicht münchenswert sein mag, stellt sich in Kriegszeiten als bittere Notwendigkeit heraus, besonders dann, wenn das Spekulantentum so im Großen blüht und gedeiht wie in unserer Stadt.

Die Kontrolle der Baderstuben und anderer Geschäfte wird mit Eifer betrieben. Dem Straßenhändlertum wird in energischer Weise zu Leibe gerückt. Die Hände werden auf ihre Sauberkeit geprüft und die Brunnenuntersuchungen schreiten rüstig vorwärts. Geschäftsleute, Hausbesitzer und auch andere Personen, die sich nicht so schnell in die neue Zeit einleben wollen oder können, werden durch Strafen dazu angehalten und es ist begreiflich, daß darüber manche Klage laut wird. Das sind Begleiterscheinungen der Uebergangszeit. Die Allgemeinheit hat von einer straffen Kontrolle nur Nutzen und allmählich werden auch die, welche sich schwer gewöhnen, die Annehmlichkeit der Sauberkeit einsehen.

Erfreuliches von unserem deutschen Schulwesen.

Im Laufe der Woche sollen die Volksschulen eröffnet werden. In den deutschen und jüdischen Schulen wird, wie wir bereits früher mitzuteilen in der Lage waren, der Unterricht in deutscher Sprache erteilt werden. Bisher bestanden 26 deutsche Schulen, nun hat sich ihre Zahl um fünf erhöht. Ueber 7000 deutsche Kinder können jetzt des Segens eines Unterrichts in ihrer Muttersprache teilhaftig werden. Das ist eine herzlich erfreuliche Botschaft.

In der Schuldeputationsitzung am vergangenen Freitag wurde außerdem beschlossen, daß gleichzeitig auch in den bisher bestehenden Fabriksschulen der Unterricht wieder aufgenommen werden soll. Nichtausgenommen wird der Unterricht nur in zwei Fabriksschulen, in der der Aktiengesellschaft Markus Kohn und der Firma Allard, Rousseau & Co.

In den Fabriksschulen erhalten gegen 5000 Kinder Unterricht. Es entzieht sich bisher unserem Wissen, ob in

„Eine alltägliche Erscheinung, Herr Direktor! Diese Beobachtung hatte ich leider recht oft zu machen; in Frankreich, in England. — Hier tritt aber ein anderer Umstand; wenn ich richtig beobachtet habe, schärfer hervor als anderswo, und zwar der, daß die echten Vertreter des eingeborenen Volkes in diesen Renegaten nie ihresgleichen, sondern immer nur die fremden Eindringlinge sehen.“

„Und wir, die wir treu zu unserem Volkstum stehen, werden geachtet, wenn auch selten geliebt, während man über diese nur lächelt“, ergänzte der Direktor: „Im allgemeinen sind diese Leute zu bedauern; sie irren herum, ohne Aussicht, in den von ihnen bevorzugten Kreisen jemals völlig heimisch zu werden. Wenn das Glück hold ist, den führt es durch einen Zufall zurück zum Deutschtum und somit zur inneren Ruhe und Zufriedenheit. Die Mehrzahl aber, fürchte ich, erkennen erst am Ende ihres Lebens voll Bitterkeit, daß ihr Streben ein törichtes, eitles war.“

„Unter den Festteilnehmern hier müssen, dem Gesichtstypus nach, sehr viele Deutsche sein?“ Der junge Doktor spähte in den Saal hinein.

„Mehr als es der Gebrauch der deutschen Sprache verrät“, antwortete mit auffallender Bitterkeit Fräulein Hedwig Ostwald, die junge Schwägerin des Direktors. Auch sie hielt nun Umschau unter den Gästen, und ihre Blicke blieben an einem an der gegenüberliegenden Wand stehenden Tische haften, von wo aus ihr ein junges Mädchen lebhaft zuwinkte. „Neumanns! ich muß für einige Augenblicke hinüber!“ sagte sie mit einem Seufzer, stand auf und entfernte sich.

„Das Mädchen hat recht; jetzt dürfte man außer an unserem Tische nur noch an jenem drüben deutsch sprechen, denn Hedwig spricht grundtätig mit Deutschen nur deutsch. Die Leute gehören zu den Deutschen, bei denen die Kolonisierung erst begonnen hat. Hedwig verkehrt deshalb nicht gern mit ihnen, sie aber schwärmen für das Mädchen; ihr gerades, offenes, zielbewusstes Auftreten scheint ihnen Achtung einzufößen.“

„Das Geländer am Rande einer Schlucht müssen wir

den Fabriksschulen der Unterricht in polnischer oder deutscher Sprache erteilt werden soll, oder ob die Kinder deutscher Eltern gesondert von den Kindern polnischer Eltern unterrichtet werden. Um unserer deutschen Sache willen ist uns diese Frage nicht gleichgültig. Es ist, wenn nicht bedeutend mehr, immerhin der vierte Teil der Kinder die in den Fabriksschulen unterrichtet werden sollen, deutscher Abkunft.

Eine in den gleichen Rahmen gehörende erfreuliche Mitteilung, die wir machen können, ist die, daß pädagogische Abendkurse für die Lehrer errichtet werden sollen. Damit wird ein alter Wunsch endlich Wirklichkeit. Für die pädagogischen Abendkurse der deutschen Lehrerschaft ist eine Summe von 10,000 Mark angelegt.

Für die deutschen Analphabetenkurse für Erwachsene ist ebenfalls eine größere Summe bewilligt.

Unser deutsches Theater.

Wieder ein deutscher Wunsch soll in Erfüllung gehen: vom 25. September ab wird die Thalia Bühne wieder eine deutsche Bühne sein.

Der neue Leiter unseres deutschen Theaters, Herr Waffermann ist am Ende der vergangenen Woche wieder in Lodz angekommen und ist dabei, die nötigen Vorbereitungen für die Eröffnung der Spielzeit zu erledigen. Der vorgesehene Spielplan ist reichhaltig, die neugewonnenen Darstellerinnen und Darsteller sind gute Bühnenkräfte mit zum Teil bekannten Namen. Einige von ihnen wirkten vorher in Bremen, andere in Dresden, Frankfurt a. M., Mannheim und Stuttgart, also durchweg an guten Bühnen. Die einzige in Lodz bekannte Dame im neuen Ensemble ist Hedwig Cornick.

Daß Operetten zur Aufführung kommen können, ist eine Frage des guten Theaterbedarfs, der den Direktor ermutigen würde, ein Operettenensemble zusammenzustellen.

In weitesten Kreisen freudig aufgenommen werden wird die Ansetzung von Kriegseintrittspreisen, die den schlechten Zeit- und Erwerbsverhältnissen Rechnung tragen und außerordentlich gering bemessen sind.

Wir hoffen in der nächsten Nummer der „Deutschen Post“ weitere Einzelheiten berichten zu können. Am Eröffnungsabend soll das in Deutschland mit großem Erfolg aufgeführte Unterhaltungsstück „Als ich noch im Flügelkleide...“ aufgeführt werden.

Aus der Tätigkeit der Deputationen.

Vor einigen Tagen sind der Magistratschöffe und Vorsitzende der Verpflegungsdeputation Herr S. Hoffmann und das Mitglied dieser Deputation A. Kiegl aus Deutschland zurückgekehrt, wo sie eine größere Menge Petroleum angekauft haben, von denen ein Teil bereits unterwegs nach Lodz ist. Ferner haben sie bei überseeischen und neutralstaatlichen Firmen Bestellungen auf Lieferung von Lebensmitteln gemacht.

Die Finanzdeputation beschäftigte sich in einer Sitzung am vergangenen Dienstag mit den von den einzelnen Deputationen aufgestellten Etats. Wenn die Etatsbewilligung erfolgt sein wird, kommt der städtische Haushaltsplan an der Reihe, der die Zeit vom 1. Juli 1915 bis zum 31. März 1916 umfassen wird.

Die Gesundheitsdeputation hat beschlossen, die Zahl der Bezirksärzte auf 13 (bisher waren 11) zu erhöhen.

Briefkasten.

P. A. — Leider nicht verwendbar.

Dr. med. H. Bräutigam,
Innere und Nervenkrankheiten,
empfängt wieder werktätlich von 3-5.
Neue Promenade 7.

nicht gern, obwohl wir uns seiner nicht bedienen!“ Ein feines Lächeln huschte über Dr. Franks Antlitz.

„Sehr richtig!“ sagte der Direktor, und leicht mit dem Kopfe nach der Mitte des Saales weisend, fuhr er fort: „Sehen Sie sich einmal den jungen Recken an, der durch den Saal schreitet; er wird eben dort in der Nachbarschaft des Neumannschen Tisches von einem älteren Herrn begrüßt. Wofür halten Sie diesen?“

„Zweifelloos für einen Deutschen, Herr Direktor.“

„Ihm selbst dürfen Sie das nicht sagen!“ warf lachend Frau Unger ein.

„Ein alltäglicher Fall!“ versetzte der Direktor bitter: „Hier wie überall: nicht nur, daß der Deutsche sein Volkstum nicht hochhält, nein, er sucht sogar bei jeder Gelegenheit es zu verleugnen.“

Und dieses Urteil des Direktors fand an jenem Tische seine Bestätigung, an dem der junge Mann, dem sein Volkstum an der Stirne geschrieben stand, sich niederließ.

„Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten, Herr Wladek, ich habe Sie eine Ewigkeit nicht gesehen!“ sprach der alte Herr polnisch auf jenen ein, nachdem er ihn durch Warnung und Ruz begrüßt hatte. Sie nahmen beide an Tische Platz und tranken, gleichsam als Fortsetzung der Begrüßung, ein Gläschen Cognak miteinander.

„Wo haben Sie in den letzten Wochen gesteckt, lieber Wladek? Wohl gar im „Batterland!“ fragte mit lustigem Augenzwinkern der alte Herr, in dem man auf den ersten Blick den Polen erkannte.

Das Gesicht des jungen Mannes verfinsterte sich und mit Enttäuschung antwortete er: „Wollen Sie meiner spotten, verehrter Freund? Nein, zu den Preußen bringen mich nicht zehn Pferde! Aber unsere polnischen Kulturstätten habe ich mir angesehen: Lublin, Krakau, Lemberg; auch nach Prag habe ich einen Abstecher gemacht und beinahe hätte ich mich nach Wien verirrt.“

(Fortsetzung folgt.)